

Libba Bray
Der geheime Zirkel
Gemmas Visionen



Libba Bray schaffte es mit ihrer Trilogie ›Der geheime Zirkel‹ auf Anhieb auf die Bestsellerliste der New York Times und landete einen internationalen Erfolg. Für ihr Buch ›Ohne Ende. Leben.‹ erhielt sie den renommierten Michael L. Printz Award. Heute lebt die in Texas aufgewachsene Autorin mit ihrem Mann und ihrem Sohn in Brooklyn, New York.

Weitere Bücher von Libba Bray bei dtv junior, siehe Seite 4.

Ingrid Weixelbaumer war jahrelang Lektorin und Programmleiterin in Kinder- und Jugendbuchverlagen. Heute lebt sie als freie Übersetzerin in Wien. Für ihre Arbeiten wurde sie zweimal mit dem österreichischen Kinder- und Jugendbuchpreis für Übersetzung ausgezeichnet.

Libba Bray
Der geheime Zirkel
Gemmas Visionen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ingrid Weixelbaumer

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Libba Bray sind außerdem bei dtv junior lieferbar:
Der geheime Zirkel II – Circes Rückkehr
Der geheime Zirkel III – Kartiks Schicksal
The Diviners – Aller Anfang ist böse
The Diviners – Die dunklen Schatten der Träume
Ohne. Ende. Leben.



Ungekürzte Ausgabe

2. Auflage 2016

2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2003 Martha E. Bray

Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›A Great and Terrible Beauty‹

2003 erschienen bei Delacorte Press,

an imprint of Random House Children's Books,

a division of Random House, Inc., New York

© für die deutschsprachige Ausgabe:

2007 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft,

unter Verwendung eines Fotos von Vizerskaya/Istockphoto

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Berling 11/14'

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71683-3

Für Barry und Josh

*Dort sitzt und webt sie Tag und Nacht
ein Zaubertuch von bunter Pracht.
Einst hört' sie eine Flüsterstimme,
verflucht sei sie, hält je sie inne,
um hinabzuschauen nach Camelot.
Der Sinn des Fluchs ist ihr verborgen,
so webt sie gestern, heute, morgen
und kaum beschwert von anderen Sorgen,
die Lady von Shalott.*

*In einem Spiegel rein und klar,
der vor ihr hängt das ganze Jahr
und der sie mit der Welt verbindet,
sieht sie die Straße, die sich windet
hinab zur Burg von Camelot.*



*Im Herzen scheint sie froh zu sein,
sie webt ins Tuch die Welt hinein.
Und oft durch nächtlich stillen Hain
ein Trauerzug im Fackelschein
zog hin zur Burg von Camelot.
Und in so mancher Vollmondnacht
hat sie der Liebenden gewacht –
ein Schatten, der sie traurig macht –
die Lady von Shalott.*



*Und auf des Flusses dunklem Grund
ward schließlich ihr die Wahrheit kund.
Denn wie in Trance, mit starrem Blick,
erkennend all ihr Missgeschick,
schaut sie hinab nach Camelot.
Die Dämmerung sank schon herab,
als sie vom Ufer legte ab
und sich der Strömung übergab,
die Lady von Shalott.*

Aus »Die Lady von Shalott« von
Alfred Lord Tennyson (1809–1892).

21. Juni 1895

A small, handwritten mark or signature, possibly a stylized 'C' or 'S', located between the date and the location.

Bombay, Indien

1. Kapitel



itte sag nicht, dass die zu meinem Geburtstagsessen heute Abend gehört.«

Ich starre einer Kobra in die Augen. Eine überraschend rosafarbene Zunge züngelt aus ihrem grausamen Mund, während ein blinder Inder meiner Mutter seinen Kopf zuneigt und auf Hindi erklärt, dass Kobras eine schmackhafte Mahlzeit abgeben.

Meine Mutter streckt einen weiß behandschuhten Finger aus, um die Schlange zu streicheln. »Was meinst du, Gemma? Möchtest du Kobra essen, nun, wo du sechzehn bist?«

Schlangen sind mir ein Gräuel. »Danke, ich glaube nicht.«

Der alte, blinde Inder lächelt zahnlos und hält mir die Kobra näher hin. Ich taumle zurück und stoße gegen einen hölzernen Stand voll kleiner Statuen von indischen Gottheiten. Eine der Statuen, eine Frau mit unzähligen Armen und einem furchterregenden Gesicht, fällt zu Boden. Kali, die Vernichterin. Vor Kurzem hat mir Mutter vorgeworfen, ich hätte mir diese Göttin zu meiner persönlichen Schutzpatronin erwählt. Mutter und ich kommen in letzter Zeit nicht besonders gut miteinander aus. Sie behauptet, das liege daran, dass ich ge-

rade in einem unmöglichen Alter sei. Ich erkläre jedem, der es hören will, es liege einzig und allein daran, dass sie sich weigert, mich nach London zu schicken.

»Ich habe gehört, in London muss man seinen Mahlzeiten nicht zuerst die Zähne ziehen«, sage ich. Wir lassen den Mann mit der Kobra stehen und tauchen in die Menschenmenge ein, die sich auf dem Marktplatz von Bombay drängt. Mutter antwortet nicht, scheucht stattdessen einen Drehorgelspieler mit seinem Äffchen fort. Es ist unerträglich heiß. Unter meinem Baumwollkleid mit den Reifröcken rinnt mir der Schweiß in Strömen am Körper hinab. Die Fliegen – meine glühendsten Verehrer – schwirren um mein Gesicht. Ich schlage nach einem der geflügelten kleinen Biester, aber es entwischt mir und ich könnte fast schwören, dass ich höre, wie es mich auslacht. Mein Elend nimmt epidemische Ausmaße an.

Über uns ballen sich dicke, dunkle Wolken zusammen, ein warnendes Zeichen, dass wir uns in der Monsunzeit befinden, wo von einer Minute zur nächsten Regenfluten vom Himmel stürzen können. Der staubige Basar summt von den Stimmen der Männer mit ihren Turbanen, sie schnattern und rufen und feilschen und strecken uns mit braunen, sonnenverbrannten Händen Seidenstoffe in leuchtenden Farben entgegen. Überall sind Karren, behängt mit Strohkörben, in denen alle möglichen Waren und essbaren Dinge zum Kauf angeboten werden – zierliche Kupfervasen, geschnitzte Holzkästchen mit verschlungenen Blumenmustern und in der Hitze reifende Mangos.

»Wie weit ist es denn noch zum neuen Haus von Mrs Talbot? Können wir nicht einen Wagen nehmen?«, frage ich mit, wie ich hoffe, merklicher Verdrossenheit.

»Es ist ein schöner Tag für einen Spaziergang. Und ich wäre dir dankbar, wenn du einen höflicheren Ton anschlägst.«

Meine Verdrossenheit wurde sehr wohl bemerkt.

Sarita, unsere langjährige Haushälterin, bietet mir in ihrer ledrigen Hand Granatäpfel an. »Memsahib, die sind sehr schmackhaft. Vielleicht bringen wir sie Ihrem Vater mit, ja?«

Wenn ich eine gute Tochter wäre, würde ich meinem Vater ein paar Granatäpfel mitbringen, würde mich darauf freuen, sein dröhnendes Lachen zu hören, während er die saftige rote Frucht aufschneidet und dann, wie ein richtiger britischer Gentleman, die winzigen Samen mit einem Silberlöffel isst.

»Er wird nur seinen weißen Anzug bekleckern«, brumme ich. Meine Mutter öffnet den Mund, um etwas zu erwidern, besinnt sich eines Besseren und seufzt – wie üblich. Wir haben immer alles zusammen gemacht, meine Mutter und ich – alte Tempel besichtigt, die Bräuche der Gegend kennengelernt, Hindufeste besucht. Und wir sind oft bis tief in die Nacht aufgeblieben, um die im Kerzenlicht erstrahlenden Straßen zu sehen. Jetzt nimmt sie mich kaum noch zu gesellschaftlichen Anlässen mit. Es ist, als wäre ich eine Aussätzige.

»Er *wird* seinen Anzug bekleckern. Das tut er immer«, murmle ich zu meiner Verteidigung, obwohl mir niemand Beachtung schenkt außer dem Drehorgelspieler und seinem Äffchen. Sie folgen mir auf Schritt und Tritt in der Hoffnung, für ihre Darbietungen etwas Geld zu bekommen. Der hohe

Spitzenkragen meines Kleides ist schweißgetränkt. Ich sehne mich nach dem kühlen, saftigen Grün Englands, das ich nur aus den Briefen meiner Großmutter kenne. Briefe voller Klatsch und Tratsch über Teegesellschaften und Bälle und Skandale in den höheren Ständen, während ich im staubigen, langweiligen Indien hocke und dem Äffchen eines Drehorgelspielers zusehe, das seit Jahren den gleichen Taschenspielertrick vorführt.

»Guckt mal, das Äffchen, Memsahib. Wie entzückend es ist!« Sarita sagt es, als wäre ich erst drei Jahre alt und hinge am Rockzipfel ihres Saris. Niemand scheint zu begreifen, dass ich erwachsene sechzehn bin und nach London will, nein, muss, in die Nähe von Theatern, Bällen und von Männern, die älter als sechs und jünger als sechzig sind.

»Sarita, der Affe ist ein dressierter Dieb, der dir im Handumdrehen deinen Lohn aus der Tasche ziehen wird«, sage ich mit einem Seufzer. Wie aufs Stichwort klettert der haarige Bengel auf meine Schulter und streckt seine flache Hand aus. »Wie würde es dir gefallen, dein Leben in einem Geburtstags-eintopf zu beenden?«, frage ich mit zusammengebissenen Zähnen. Das Äffchen faucht. Mutter verzieht tadelnd das Gesicht über mein schlechtes Benehmen und lässt eine Münze in den Becher des Besitzers fallen. Das Äffchen grinst triumphierend und springt über meinen Kopf, bevor es das Weite sucht.

Ein Händler streckt uns eine Maske mit gebleckten Zähnen und Elefantenohren hin. Mutter nimmt sie wortlos und hält sie sich vors Gesicht. »Wo bin ich?«, ruft sie. Es ist ein Spiel, das sie mit mir gespielt hat, seit ich laufen kann – eine Art

Versteckspiel, um mich zum Lächeln zu bringen. Ein Kinderspiel.

»Ich sehe immer noch meine Mutter«, sage ich gelangweilt.
»Die gleichen Zähne, die gleichen Ohren.«

Mutter gibt dem Händler die Maske zurück. Ich habe sie in ihrer Eitelkeit gekränkt.

»Und ich stelle fest, dass es meiner Tochter nicht sehr gut bekommt, sechzehn zu werden«, sagt sie.

»Ja, ich bin sechzehn. *Sechzehn*. Ein Alter, in dem die meisten anständigen Mädchen ihre Schulbildung in London erhalten.« Ich lege besondere Betonung auf das Wort *anständig*, in der Hoffnung, damit an ein mütterliches Grundbedürfnis zu appellieren.

»Die sieht mir noch ein wenig grün aus.« Sie betrachtet konzentriert eine Mango. Die Inspektion der Frucht nimmt ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Niemand hat versucht, Tom in Bombay festzuhalten«, sage ich, den Namen meines Bruders als letzten Trumpf ausspielend. »Er ist schon vier Jahre dort! Und jetzt beginnt er mit dem Studium.«

»Bei Männern ist das etwas anderes.«

»Das ist ungerecht. Ich werde nie eine Chance haben. Ich werde als alte Jungfer mit Hunderten von Katzen enden, die Milch aus Porzellannäpfen trinken.« Ich breche in Tränen aus. Weinen macht hässlich, aber ich bin machtlos dagegen und kann nicht aufhören zu heulen.

»Ich verstehe«, sagt Mutter schließlich. »Möchtest du in den Ballsälen der Londoner Gesellschaft wie eine Preisstute vor-

geführt werden, um deine Zuchtqualitäten abschätzen zu lassen? Würdest du London immer noch so bezaubernd finden, wenn du wegen des kleinsten Regelverstoßes zum Ziel böswilliger Gerüchte wirst? London ist nicht so idyllisch, wie es in den Briefen deiner Großmutter scheint.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich habe es ja nie gesehen.«

»Gemma ...« Mutters Ton ist beschwörend, auch wenn das unveränderliche, für die Inder bestimmte Lächeln nicht aus ihrem Gesicht weicht. Sie sollen nicht denken, wir Engländerinnen seien so unfein, Meinungsverschiedenheiten auf der Straße auszutragen. Wir reden nur übers Wetter, und wenn das Wetter schlecht ist, tun wir, als bemerkten wir es nicht.

Sarita kichert nervös. »Wie ist's möglich, dass Memsahib jetzt eine junge Dame ist? Mir scheint, als hätten Sie gestern noch im Kinderzimmer gespielt. Oh, schau Sie nur, Datteln! Ihre Lieblingsspeise.« Sie verzieht den Mund zu einem Lächeln voller Zahnlücken, das jede einzelne der tief eingegrabenen Runzeln in ihrem Gesicht lebendig werden lässt. Es ist heiß und plötzlich möchte ich schreien und davonlaufen, weg von allem und jedem hier.

»Diese Datteln sind wahrscheinlich im Innern faulig. Genau wie Indien.«

»Gemma, jetzt reicht es.« Mutter heftet ihre durchdringenden grünen Augen auf mich. Die gleichen leuchtend grünen Augen mit den hochgewölbten Brauen, die ich auch habe. Die Inder finden sie beunruhigend, verwirrend. Als würde man von einem Geist beobachtet. Sarita lächelt auf ihre Füße hinunter und zupft mit den Händen an ihrem braunen

Sari. Ich fühle einen Anflug von schlechtem Gewissen, weil ich etwas so Hässliches über ihr Heimatland gesagt habe. Unsere Heimat, obwohl ich mich gerade nirgendwo wirklich zu Hause fühle.

»Memsahib, Sie wollen bestimmt nicht nach London. Grau und kalt ist es da und es gibt keine Datteln. Es würde Ihnen nicht gefallen.«

Mit schrillum Pfiff fährt ein Zug in der Nähe der glitzernden Bucht ins Depot. Bombay. »Gute Bucht« heißt das, obwohl mir im Moment nichts Gutes dazu einfällt. Dunkler Qualm steigt aus der Lokomotive hoch bis zu den dicken Wolken hinauf. Mutter sieht gedankenverloren zu.

»Ja, kalt und grau.« Sie führt eine Hand an ihren Hals, betastet das kleine silberne Medaillon, ein Auge über einem Halbmond, das dort an einer Kette hängt. Ein Geschenk eines Dorfbewohners, sagt Mutter. Ihr Glücksbringer. Ich habe sie nie ohne dieses Amulett gesehen.

Sarita legt eine Hand auf Mutters Arm. »Es ist Zeit zu gehen, Memsahib.«

Mutter reißt ihren Blick von dem Zug los und lässt die Hand sinken. »Ja, richtig. Mrs Talbot erwartet uns. Es wird bestimmt ganz reizend werden. Ich bin sicher, sie hat köstliche Leckereien für deinen Geburtstag vorbereitet ...«

Ein Mann mit einem weißen Turban und einem weiten schwarzen Mantel stolpert von hinten in sie hinein und rempelt sie hart an.

»Bitte tausendmal um Vergebung, verehrte gnädige Frau.« Er lächelt, verbeugt sich tief zur Entschuldigung für seine

grobe Unachtsamkeit. Dabei sehe ich hinter ihm einen jungen Mann stehen, der den gleichen seltsamen Mantel trägt. Für einen Moment starren der junge Mann und ich einander in die Augen. Er ist kaum älter als ich, siebzehn schätzungsweise, mit brauner Haut, einem vollen Mund und den längsten Wimpern, die ich je gesehen habe. Ich weiß, ich sollte indische Männer nicht attraktiv finden, aber ich kenne nicht viele junge Männer und ich spüre, dass ich rot werde, ob ich will oder nicht. Er wendet den Blick ab und reckt den Hals, um über die Menge zu schauen.

»Können Sie nicht aufpassen«, herrscht Sarita den älteren Mann an und droht ihm mit erhobenem Arm. »Wehe, Sie sind ein Dieb, dann ergeht's Ihnen schlecht.«

»Nein, nein, Memsahib, ich bin nur schrecklich ungeschickt.« Sein Lächeln erlischt und mit ihm auch die aufgesetzte Miene des fröhlichen Tollpatschs. Leise, in akzentfreiem Englisch flüstert er meiner Mutter zu: »Circe ist nahe.«

Diese Worte ergeben für mich überhaupt keinen Sinn, ich halte sie für das bloße Ablenkungsmanöver eines gerissenen Diebes. Das will ich meiner Mutter gerade auch sagen, doch der Ausdruck blanken Entsetzens auf ihrem Gesicht schnürt mir die Kehle zu. Mit wildem Blick fährt sie herum und sucht die überfüllten Straßen ab, als halte sie nach einem verlorenen Kind Ausschau.

»Was ist los? Was ist passiert?«, frage ich.

Die Männer sind plötzlich fort. Sie sind in der hastenden Menge verschwunden, nur ihre Fußspuren haben sie im Staub zurückgelassen. »Was hat der Mann zu dir gesagt?«

Die Stimme meiner Mutter ist scharf wie eine Stahlklinge. »Nichts. Er war offensichtlich verwirrt. Die Straßen sind heutzutage nicht sicher.« Ich habe meine Mutter noch nie so gehört. So hart. So voller Angst. »Gemma, ich glaube, ich gehe am besten allein zu Mrs Talbot.«

»Aber ... aber was ist mit dem Kuchen?« Es ist lächerlich, das zu sagen, aber heute ist mein Geburtstag, und wenn ich auch nicht darauf erpicht bin, ihn in Mrs Talbots Wohnzimmer zu verbringen, so will ich mich ganz bestimmt nicht allein zu Hause langweilen, nur weil irgend so ein schwarz gekleideter Verrückter und sein Kumpan meiner Mutter einen Schrecken eingejagt haben.

Mutter zieht ihren Schal eng um ihre Schultern. »Wir werden später Kuchen essen ...«

»Aber du hast versprochen ...«

»Ja, aber das war, bevor ...« Ihre Worte bleiben in der Luft hängen.

»Bevor was?«

»Bevor du mich so geärgert hast! Wirklich, Gemma, du bist heute nicht in der richtigen Stimmung für einen Besuch. Sarita wird dich zurückbegleiten.«

»Meine Stimmung ist ausgezeichnet«, protestiere ich, aber der Ton straft meine Worte Lügen.

»Nein, ist sie nicht!« Mutters grüne Augen treffen meine. Da ist etwas, was ich noch nie zuvor darin gesehen habe. Ein ungeheurer Zorn, der mir den Atem raubt. So schnell, wie er über sie gekommen ist, ist er verflogen und Mutter ist wieder Mutter. »Du bist übermüdet und brauchst Ruhe. Heute

Abend wollen wir feiern und ich werde dir erlauben, ein wenig Champagner zu trinken.«

Ich werde dir erlauben, ein wenig Champagner zu trinken. Das ist kein Versprechen – es ist ein Vorwand, um mich loszuwerden. Es gab eine Zeit, da haben wir alles gemeinsam gemacht, und jetzt können wir nicht einmal mehr zusammen über den Basar gehen, ohne uns in die Haare zu kriegen. Ich bin eine Enttäuschung. Eine Tochter, die sie nirgendwohin mitnehmen will, nicht nach London und nicht einmal ins Haus einer alten Schachtel, die schwachen Tee macht.

Wieder durchschneidet ein schriller Pfiff des Zugs die Luft und lässt Mutter zusammenfahren.

»Hier, du kannst meine Halskette tragen, hmmm? Komm schon, nimm sie. Ich weiß, dass du sie immer bewundert hast.«

Ich stehe still und stumm, während ich ihr erlaube, mir die Halskette umzulegen, die ich tatsächlich immer haben wollte. Aber jetzt drückt sie mich nieder. Ein Bestechungsgeschenk. Mutter wirft nochmals einen hastigen Blick auf den staubigen Marktplatz, bevor sie ihre grünen Augen auf mir ruhen lässt. »So. Du schaust ... richtig erwachsen aus.« Sie presst ihre behandschuhte Hand an meine Wange, hält sie dort, als wollte sie sich mit ihren Fingern meine Züge einprägen. »Bis später zu Hause.«

Niemand soll die Tränen in meinen Augen sehen, also suche ich nach dem Gemeinsten, was ich sagen kann. Bevor ich über den Marktplatz davonstürme, kommt es über meine Lippen: »Es ist mir egal, ob du überhaupt wieder nach Hause kommst.«